

Cordula Tollmien

„Ein Alptraum liegt hinter uns und vielleicht ist er  
noch nicht einmal vorbei“ –  
Lili Pollatz aus den Niederlanden an ihre  
amerikanischen Quäkerfreunde

## Das Ende des Exils? Briefe von Frauen nach 1945

Herausgegeben von  
Irene Below  
Inge Hansen-Schaberg  
Maria Kublitz-Kramer

Et+K  
Edition text + kritik  
München 1914, S. 45-58.

CORDULA TOLLMIEN

## »Ein Alptraum liegt hinter uns und vielleicht ist er noch nicht einmal vorbei«

Lili Pollatz aus den Niederlanden  
an ihre amerikanischen Quäkerfreunde

»Es ist lange her, dass wir von einander gehört haben«, so beginnt der Brief, den Lili Pollatz aus ihrem niederländischen Exilort Haarlem am 20. Mai 1945 an ihre amerikanische Quäkerfreundin und Mitstreiterin Louisa Jacob in den USA schrieb.<sup>1</sup> Und so begannen sicher zahlreiche dieser ersten, vorsichtig tastenden Briefe, durch die die aus Heimat, Familie, Kultur und Sprache vertriebenen deutschen Emigranten versuchten, an ihr Vorkriegsleben anzuknüpfen. Und mit fast den gleichen Worten beginnt auch ein Brief, den Lili<sup>2</sup> mehr als zehn Jahre zuvor an ihre deutsche Quäkerfreundin Hertha Kraus geschrieben hatte. Hertha Kraus war bis 1933 Leiterin des Kölner Wohlfahrtsamtes unter Oberbürgermeister Konrad Adenauer gewesen und – als Sozialdemokratin und Jüdin von direkter Verfolgung bedroht – im September 1933 in die USA emigriert, wo sie zunächst in New York lebte (Schirmmacher 2002, S. 141–152). »Liebe Freundin«, schrieb Lili ihr im Sommer 1934, »es ist lange her, seit wir uns in Pymont gegenüber sassen,«<sup>3</sup> – in Bad Pymont hatten die Quäker ein Versammlungshaus und Lili Pollatz und Hertha Kraus hatten sich dort auf deren Jahresversammlung im August 1933 das letzte Mal getroffen – »erinnern Sie sich noch daran?«

Ich war überrascht und berührt, wie sehr sich diese beiden Briefe am Anfang des Exils und an dessen möglichen Ende gleichen und natürlich auch in charakteristischer Weise unterscheiden, und das hat mich veranlasst, diese hier gemeinsam vorzustellen. »Vieles und Schmerzliches liegt in der Zeit«, schrieb Lili 1934. »Vielleicht sind Sie über alles orientiert und ich wiederhole Ihnen nur bekanntes, wenn ich erzähle, dass mein Mann im Gefängnis war.« Manfred Pollatz, der im Juli 1933 seine Stellung als Lehrer an der Sächsischen Landesschule Dresden gekündigt hatte, weil er weder bereit war, das Horst-Wessel Lied zu singen, noch mit dem Hitlergruß zu grüßen, war kurz nach der Jahresversammlung der Quäker Ende August 1933 verhaftet worden. »Es ist beinahe ein Jahr her jetzt,« so Lili weiter, »dass wir, nachdem er nach kurzer Haft freigelassen

CORDULA TOLLIEN

werden musste, eine deutliche Aussprache mit der Behörde hatten, in der wir unsern Standpunkt ganz klar darstellten. Die Leute konnten uns danach keine Wirkungsmöglichkeit in dem heutigen Deutschland in Aussicht stellen und legten deshalb unserm Weggehen nichts in den Weg. Wir haben das letzte Weihnachten in unsrer Heimat versucht, für die Gefangenen dort wenigstens etwas zu tun,« – Manfred und Lili Pollatz hatten eine große Bibelverschickungsaktion in die Gefängnisse organisiert – »dann aber drängte die Pflicht gegen die eignen und andre Kinder, die wir in Wahrheit zu erziehen uns verpflichtet fühlten.«

In einem nach Lilis frühen Tod verfassten Lebensbild hat Manfred ihre (und seine) Motive zur Emigration mit den folgenden eindringlichen Worten geschildert: »Täglich«, schrieb Manfred über Lilis Gefühlslage nach der sogenannten Machtergreifung, »litt sie mehr [...] unter dem, was sie die ununterbrochene Verletzung des ›immanenten Rechtes‹ nannte. Kompromiss lehnte sie absolut ab und wies immer wieder auf das Jesaja-Wort hin: ›Weh denen, die Böses gut und Gutes böse heißen, die aus Finsternis Licht und aus Licht Finsternis machen, die aus sauer süß und aus süß sauer machen‹ [Jesaja 5,20] und denen die sich auf das Wort von der Liebe im ersten Korintherbrief berufen wollten, sagte sie: ›Vergesst aber nicht das anschließende Wort: sie [nämlich die Liebe] freut sich aber mit der Wahrheit‹ [Korinther 13,6].« Wahrheit ist ein zentraler Begriff im Glauben der Quäker, die sich selbst nicht nur als Freunde Jesus Christus, sondern auch als Freunde der Wahrheit bezeichnen. »Immer mehr«, so Manfred weiter, »schien ihr die zunehmende Gewaltherrschaft auch die Seele der eigenen Kinder zu bedrohen, so wurde es uns beiden innere Notwendigkeit, die liebgezwungene Heimat zu verlassen. ›Hier müsste ich sterben, wenn ich nicht mehr frei atmen könnte‹, waren ihre Worte.«

»So sind wir«, berichtete Lili 1934 in ihrem Brief an Hertha Kraus, »nachdem wir unser Haus zur Hälfte seines Wertes verkauft haben, hierher [nach Haarlem in den Niederlanden] gezogen. Unser Geld reichte gerade zum Umzug und zum Erwerb eines grösseren Hauses hier. Wir erhalten noch immer unsre Pension, sie ist nicht gross, aber eben alles, was wir haben. Es war nun unser Plan, zu unsern eigenen Kindern [Manfred und Lili Pollatz hatten vier Kinder, drei Töchter und einen Sohn, die damals zwischen 12 und 17 Jahren alt waren] noch unge-

### Lili Pollatz an ihre amerikanischen Quäkerfreunde

fähr acht bis zehn andre hinzu[zu]nehmen, die durch die Verhältnisse gezwungen im Auslande unter oft für Kinder ganz unmöglichen Bedingungen zu leben hatten. Naturgemäß dachten wir hierbei vor allem an jüdische Kinder oder halb-jüdische, da diese mit grösstem Rechte sich über Christentum zu beklagen haben. Wir wollten den Umfang nicht so gross gestalten, damit der Familien- und Heimcharakter gewahrt bleibt. Wir unterrichten diese Kinder, sie erhalten ungefähr eine gehobene Realschulbildung mit drei Sprachen und vor allem im besten Sinne deutsche Kultur, so wie wir diese verstehen und lieben. Da all diese Kinder weder wissen, wohin sie später verschlagen werden, noch was sie tun werden, glauben wir, dass sie irgendwo *innerlich beheimatet* sein müssen. Die Atmospähre [sic] des Emigrantentums ist zu zersetzend und verbitternd, sie sollen einmal doch innerlich fähig sein, einem Beet-hoven oder Goethe innerlich gerecht zu werden.« (Hervorhebung C. T.)



**Abb. 1:** Familie Pollatz mit ihren Schützlingen. Links außen Lili und Manfred Pollatz, vorn links stehend mit der Katze auf dem Arm ihre Tochter Rosemarie, rechts stehend ihre Töchter Inge (mit Katze) und Marianne und hinten der Sohn Karl Heinz, Familienarchiv Cordula Tollmien,

CORDULA TOLLMIEN

*Kultur ohne Heimat* heißt ein Buch des Emigrantensohnes Anthony Heilbut über die deutschen intellektuellen Emigranten in den USA von Einstein bis Brecht, Thomas Mann bis Hannah Arendt, die alle, so Heilbut, »ergebene Verehrer der deutschen Kultur gewesen waren«, unter denen aber nicht wenige waren, deren Verehrung sich im Exil in schmerzende Verachtung wandelte (Heilbut 1991, S. 43). Manfred und auch Lili Pollatz blieb eine solche Verachtung zeit ihres Lebens fremd. Nicht nur, dass sie selbst weiter Trost und Aufrichtung bei deutschen Dichtern und in der Musik fanden, sie glaubten auch fest an die Möglichkeit, ihren Schützlingen eine innere kulturelle deutsche Heimat schaffen zu können, obwohl diese die deutsche Kultur qua Alter zuvor selbst kaum hatten kennenlernen können. Doch Manfred und Lili waren überzeugt davon, die ihnen anvertrauten Kinder auf diese Weise trotz aller bitteren Erfahrungen vor Ablehnung und Hass gegenüber ihrem Heimatland bewahren zu können – auch dies ein ureigenstes Anliegen der Quäker.

»Zuerst war es unser Plan«, so berichtete Lili weiter an Hertha Kraus, »zur Hälfte zahlende, und zur anderen nichtzahlende Kinder zu nehmen, aber wie es jetzt eben ist, haben sich nur nichtzahlende an uns gewandt, so leben wir jetzt mit acht fremden Kindern, alle jüdisch oder eben halb-arisch und einer jungen Lehrerin, die aus eben demselben Grunde ihre Stellung einbüsste als eine fünfzehnköpfige Familie zusammen mit eben nur unsrer Pension. [...] Zuerst hatten wir es bei den jüdischen Kreisen gar nicht so leicht, sie verstanden unser Vorgehen einfach nicht. Aber langsam hat sich ein sehr feines Verhältnis herausgebildet, das [sic!] wir unser eignes Leben und Auskommen mit aufs Spiel setzten, hat bei ihnen wohl den grössten Eindruck gemacht. Wir stehen ganz auf uns allein, erleben aber zu unsrer grössten Freude, dass ab und zu von uns nicht angeregt Spenden einlaufen, ohne die unser Unternehmen ja auf die Dauer nicht ausführbar wäre. Denn diese Kinder haben buchstäblich nichts als was sie auf dem Leibe tragen [Lili hat sich hier vertippt und schreibt bezeichnenderweise »Liebe«] und das ist morsch und zerissen. Wir freuen uns, dieses Glaubenswagnis übernehmen zu dürfen, und glauben fest an seine Durchführbarkeit. [...] immer wieder wenden sich Eltern an uns, so dass wir spüren wir sind irgendwie doch notwendig, so klein auch unser Wirkungsfeld der Not gegenüber sein mag.«

## Lili Pollatz an ihre amerikanischen Quäkerfreunde

Konkret bedeutete dies, dass die Familie und die ihnen anvertrauten Schützlinge seit Bestehen der Schule in äußerst angespannten finanziellen Verhältnissen lebten. Nachdem Manfreds Pension aufgrund der verschärften Devisengesetzgebung 1936 nicht mehr nach Holland transferiert werden konnte und 1938 schließlich ganz weggefallen war, waren sie zeitweise buchstäblich auf Kartoffelspenden von Nachbarn angewiesen. Mit der nach der Besetzung der Niederlande durch die Deutschen einsetzenden Judenverfolgung und der Aufnahme von durch den Widerstand vermittelten niederländischen jüdischen Säuglingen und Kleinkindern, deren Eltern bereits in den Deportationslagern waren, war die gesamte Familie dann auch einer großen unmittelbaren Gefahr ausgesetzt.

»Es ist nicht nur lange her, dass wir nichts voneinander gehört haben, es liegt auch ein Alptraum hinter uns«, schrieb Lili denn auch am 20. Mai 1945 an Louisa Jacob, eine ehemalige Lehrerin aus Moorestown (New Jersey), die seit 1931 zunächst in Nürnberg und dann in Wien die deutschen und österreichischen Quäker mit ihrer Erfahrung unterstützt und das Unternehmen der Familie Pollatz seit dessen Bestehen mit großer Anteilnahme verfolgt hatte. Ende März 1935 hatte sie diese auch einmal in Haarlem besucht, einen kleinen Artikel darüber in einer Quäkerzeitschrift (Jacob 1936) veröffentlicht und von den Vereinigten Staaten aus immer wieder um finanzielle Unterstützung für das Pollatz'sche Heim geworben. Dass Lilis erster Nachkriegsbrief an eine Quäkerfreundin und nicht etwa an ihre Familie ging, hatte daher nicht nur damit zu tun, dass die Familie Pollatz schon vor ihrem Exil in erster Linie in ihrem Quäkernetzwerk beheimatet war, hinter dem Nichtquäkerfreunde und Familie zurücktraten; und auch dass vor allem Lilis Familie, in der zwei Brüder überzeugte und aktive Nationalsozialisten geworden waren, sich sehr weit von ihr entfernt hatte, war nicht ausschlaggebend gewesen. Es hatte vor allem damit zu tun, dass dieser *Erste Brief* eine Art Rechenschaftsbericht darstellte über das, was die Familie Pollatz während der Besatzungszeit nicht nur erlitten, sondern auch mit Quäkerunterstützung geleistet hatte. »Ich fürchte«, schrieb Lili, »dass ich nicht alles, was wir in diesen Jahren durchgemacht haben, in einen Brief erzählen kann. Das muss nach und nach erzählt werden. Ich will versuchen mich in diesem ersten Brief an die Fakten zu halten« – und so

CORDULA TOLLMIEN

ist dieser Brief tatsächlich eine fast atemlose Aneinanderreihung von Fakten, und man spürt deutlich, wie sehr Lili bemüht war, möglichst objektiv und ohne große Emotionen zu berichten. Angesichts des Zu-Berichtenden mag aber auch die ihr sonst eigene Eloquenz einfach versagt haben, sodass das dürre Faktengerüst auch eine Art Halt bot.

Anders als in dem Brief elf Jahre zuvor ging es in diesem Nachkriegsbrief nun nicht mehr nur um ein paar Tage Gefängnis, sondern um 18 Monate KZ-Haft, die Manfred hatte durchleiden müssen, nachdem es der Gestapo gelungen war, eine der Mütter, deren Kind der holländische Widerstand bei der Familie Pollatz untergebracht hatte, so unter Druck zu setzten, dass sie dessen Versteck verriet. Und es ging auch nicht mehr nur, wie in vielen anderen Briefen in den Jahren zuvor, um die Angst, dass weder Geld noch Lebensmittel ausreichen würden, um die Kinder zu versorgen, jetzt ging es um Leben oder Tod: Denn Manfred und Lili hatten nicht alle der ihnen anvertrauten Kinder retten können. Und es ging auch um die Retterin selbst: Lili kämpfte seit Jahren gegen eine Krebser-



**Abb. 2:** Familie Pollatz Ende der 1930er Jahre noch vollzählig: Von links nach rechts. Rosemarie, Inge, Karl Heinz, Lili, Manfred und Marianne, mit freundlicher Genehmigung der Familie Hollaender, Castricum, Niederlande.

### Lili Pollatz an ihre amerikanischen Quäkerfreunde

krankung und hatte sich 1943 auch noch die Schulter gebrochen. Bei der deshalb notwendigen Operation waren ihre Nerven so stark verletzt worden, dass sie ihren Arm nicht mehr bewegen konnte. Der Brief an Louisa Jacob war daher nicht nur ihr erster Nachkriegsbrief, sondern auch der erste, den sie nach ihrem Unfall physisch wieder in der Lage war zu schreiben. Hinzu kam eine tiefe Erschöpfung, die die gesamte Familie nach den Anstrengungen der letzten Jahre befallen hatte: »Vielleicht würdest Du mich nicht wiedererkennen«, schrieb Lili an Louisa Jacob, »ein Schatten meines früheren Selbst. Ich bin sehr krank gewesen und ich bin immer noch sehr gebrechlich, nicht in der Lage ohne Hilfe zu gehen, noch nicht einmal zwei Schritte schaffe ich allein. [...] Schreibmaschineschreiben und mich längere Zeit konzentrieren zu können, ist fast schon ein Abenteuer.«

Die Krankheit allein war schon lebensbedrohlich für Lili, verschärfend kam aber noch hinzu, dass die gesamte Familie seit Januar 1945 in größter Sorge um den Sohn Karl Heinz war. Dessen Schicksal nimmt denn



**Abb. 3:** Die schwerkranke Lili Pollatz mit ihren Töchtern Rosemarie, Inge und Marianne (von links nach rechts) 1943. Manfred und Karl Heinz fehlen, mit freundlicher Genehmigung der Familie Hollaender, Castricum, Niederlande.



CORDULA TOLLMIEN

auch in dem Brief an Louisa Jacob den größten Raum ein: »Das erste Unglück, das uns getroffen hat, betrifft Karl Heinz. Er wurde im Herbst 1941 zum Militärdienst einberufen. Er ging zur Musterung, aber als er einberufen wurde, weigerte er sich selbstverständlich, Soldat zu werden.« Selbstverständlich war dies in Lilis Augen deshalb, weil Karl Heinz und mit ihm die gesamte Familie als Quäker überzeugte Pazifisten waren. »Der Offizier«, so Lili weiter, »war zu erstaunt, um eine Entscheidung zu treffen. Er versuchte Zeit zu gewinnen und stellte Karl Heinz für ein weiteres Jahr zurück. Karl Heinz war noch immer ziemlich jung. Zwei Monate wurden wir in Ruhe gelassen. Dann, eines Tages, tauchte der SD auf. Karl Heinz wurde für eine Stunde ins Kreuzverhör genommen und anschließend ins Gefängnis gebracht und damit bedroht, dass seine Familie in ein Arbeitslager käme. Du musst bedenken, dass wir fünf jüdische Kinder in unserem Haus hatten. Karl Heinz kam daher zu der Erkenntnis, dass es seinen religiösen Überzeugungen mehr entspreche, wenn er sich selbst opfere statt zehn anderer Personen. Auf eine gewisse Weise waren sie wohl von seiner jugendlichen Ernsthaftigkeit beeindruckt und erlaubten ihm in einer medizinischen Kompanie Dienst zu tun.« Karl Heinz hatte bis 1941 in Amsterdam Medizin studiert und wurde nach seiner militärischen Grundausbildung im Januar 1943 einer Studentenkompanie in Münster zugeteilt, wo er dann 1944 sein Studium mit Promotion und Staatsexamen beenden konnte. Danach plante er unterzutauchen. »Viele seiner holländischen Freunde«, berichtete Lili, »hätten ihn bei sich aufgenommen. Aber das Schicksal entschied anders. Die deutschen Juden hatten das Küstengebiet zu verlassen und deshalb mussten uns die Jungen, die bei uns lebten, verlassen. Zwei konnten in die Schweiz entkommen, zwei wurden nach Polen deportiert, obwohl Manfred alles tat, um dies zu verhindern, aber vergeblich.«

Was Lili damals noch nicht wissen konnte, war, dass nicht nur zwei, sondern insgesamt mindestens fünf der Kinder, die für längere oder kürzere Zeit in ihrem Haus in Haarlem gewesen waren, von den Nationalsozialisten ermordet worden waren. Nur zwei dieser Kinder befanden sich allerdings zu dem Zeitpunkt, als sie deportiert wurden, noch in ihrer Obhut.

Manfreds Einsatz für die jüdischen Kinder, schrieb Lili weiter, »machte uns nur verdächtig. Bald darauf begann die allgemeine Verfolgung der

## Lili Pollatz an ihre amerikanischen Quäkerfreunde

Juden. Wir nahmen daraufhin zehn holländische jüdische Kinder, im Alter von zwei Monaten bis zu drei Jahren, bei uns auf. Manfred ergriff alle möglichen Vorsichtsmaßnahmen, aber schlussendlich wurden wir doch denunziert und angezeigt, dass wir jüdische Kinder bei uns hätten. Eines frühen Morgens kamen sie dann: Glücklicherweise konnten wir alle Kinder bis auf zwei verstecken: Manfred wurde mit den beiden Kindern erst nach Amsterdam und dann ins KZ gebracht, erst nach Vught, Holland, dann nach Dachau, er blieb dort 18 Monate. Die beiden jüdischen Kinder konnten wir später befreien, so dass alle diese Opfer gerettet wurden.«

Mich fasziniert die Beiläufigkeit, mit der Lili diese Befreiungsaktion schildert, als sei dies das Selbstverständlichste auf der Welt. Konkret sah diese Befreiungsaktion so aus, dass zwei ihrer Töchter, die damals immerhin erst 21-jährige Rosemarie und ihre fünf Jahre ältere Schwester Marianne, nach Amsterdam fuhren und dort – obwohl die Familie nach der Verhaftung des Vaters sowieso schon unter verschärfter Beobachtung stand – die beiden Kinder aus der Crèche zurück in ihr Zuhause nach Haarlem holten. Die Crèche war ein schon seit 1906 bestehendes Kinderheim, das direkt gegenüber dem ehemaligen Theater und Kulturzentrum Schouwbourg lag, das als Sammellager für die zu deportierenden holländischen Juden diente. Die Säuglinge und Kleinkinder wurden dabei von ihren Familien getrennt und während der Wartezeit auf die Deportation in der Crèche untergebracht. Dem vor allem aus Studenten bestehenden holländischen Widerstand gelang es nun auf zum Teil äußerst abenteuerlichen Wegen mindestens 600 dieser Kinder aus der Crèche herauszuschmuggeln und so vor der Deportation zu bewahren (Beuys 2012, S. 258–264). Auf diesem Wege waren auch die jüdischen Säuglinge und Kleinkinder zu Manfred und Lili gekommen, von denen oben schon kurz die Rede war und von denen nun zwei ein zweites Mal von Marianne und Rosemarie aus der Crèche befreit werden mussten.

»Aber«, so berichtete Lili in ihrem Brief weiter, »diese Ereignisse veränderten alle Pläne für die Sicherheit von Karl Heinz. Er arbeitete intensiv daran, seinen Vater frei zu bekommen, weil er fürchtete, dass sein Vater in großer Gefahr sein würde, wenn die Alliierten sich den Konzentrationslagern näherten.«

CORDULA TOLLIEN

»Er arbeitete intensiv daran« – das bedeutete, dass Karl Heinz direkt mit den Vertretern der deutschen Besatzungsmacht, möglicherweise mit dem Chef des Sicherheitsdienstes in Amsterdam, SS-Sturmbannführer Willy Lages, persönlich oder vielleicht sogar mit dem ranghöchsten SS-Führer in den Niederlanden, Polizeikommandeur Hanns Albin Rauter, verhandelte, und zwar erfolgreich: Manfred wurde tatsächlich im Oktober 1944 aus Dachau entlassen.

Doch der Preis dafür war hoch: »Als er dem SD wenigstens die Freilassung seines Vaters abgenötigt hatte«, berichtete Lili weiter, »geschah dies nur unter der Bedingung, dass er dafür an die Ostfront geschickt würde. Seit der letzten großen russischen Offensive in der zweiten Januarhälfte haben wir nichts mehr von ihm gehört. Wir wissen weder, ob er in russische Gefangenschaft geraten ist, noch ob er rechtzeitig entkommen konnte. Letzteres scheint ziemlich unwahrscheinlich, weil er der einzige Sanitätsoffizier in dem ganzen großen Distrikt war. Er hatte den Verwundeten erste ärztliche Hilfe zu leisten, und, soweit wir ihn kennen, würde er die ihm anvertrauten Verwundeten nie im Stich lassen.«

Bis heute hat die Familie, zu der auch ich gehöre, über das Schicksal von Karl Heinz keine zuverlässige Nachricht. Weder führten die jahrelangen Versuche Manfreds, über das Rote Kreuz oder Angehörige von Karl Heinz' Wehrmachtseinheit Informationen über seinen Verbleib oder wenigstens Gewissheit über seinen Tod zu erhalten, noch meine eigenen Recherchen zu einem verlässlichen Ergebnis. Das noch am wahrscheinlichsten erscheinende Gerücht besagt, dass Karl Heinz und alle Angehörigen seiner Sanitätsstation von Angehörigen der Roten Armee – die Rede war von einem Frauenbataillon – erschossen wurden.

Für mich zeugt es von einer großen Tragik, dass ausgerechnet der Sohn einer Frau, die eine so überzeugte Pazifistin war, dass sie Gewalt unter allen nur erdenklichen Umständen rigoros ablehnte und damit auch unter den Quäkern eine einsame, von vielen mitleidig belächelte Position unerschütterlicher Prinzipientreue einnahm, als Soldat im Zweiten Weltkrieg getötet wurde. Manfred, der als Häftling in Dachau natürlich nichts von den Verhandlungen seines Sohnes mit dem SD wusste – andernfalls hätte er diese wohl verhindert –, stand Lili an Prinzipientreue diesbezüglich in nichts nach: Als einziges Mitglied der deutschen Quäker hatte er 1937 dafür plädiert, dass ein Quäker auch bei

## Lili Pollatz an ihre amerikanischen Quäkerfreunde

großem äußeren Druck unter keinen Umständen Dienst in der Wehrmacht leisten dürfe. Dass Karl Heinz Soldat geworden war, um seinen Vater zu retten, überschattete bis zum Ende das Leben der gesamten Familie, die im wahrsten Sinne des Wortes ihres Lebens nie mehr wirklich froh wurde.

»Ich habe das nur geschrieben«, schrieb Lili an Louisa Jacob, »um Dich wissen zu lassen, dass wir beide teuer für den Krieg bezahlt haben.« Bemerkenswert ist in meinen Augen an diesem Satz nicht nur dessen unbestreitbare Wahrheit, sondern vor allem, dass Lili nicht schrieb, »dass wir beide teuer für unser Rettungswerk bezahlt haben.« Dass dieses notwendig war und eine christliche Glaubensaufgabe, die bedingungslos zu übernehmen war, hat trotz aller Trauer um die eigenen Verluste niemand in dieser Familie jemals in Frage gestellt. Doch als Lili am 1. März 1946 starb, waren alle im Familienkreis davon überzeugt (und so ist es beispielsweise auch mir immer überliefert worden), dass sie in erster Linie aus Kummer und Trauer um Karl Heinz gestorben war.

Auch Manfred erholte sich nicht mehr von dem Verlust seiner Frau und seines Sohnes und fand nie mehr zu seiner alten Schaffenskraft zurück. Auch für ihn traf zu, was Lili an Louise Jacob über sich selbst geschrieben hatte: Für alle, die Manfred aus der Zeit vor dem Krieg gekannt hatten, war er nur noch »ein Schatten seines früheren Selbst«.

Und auch die Töchter zahlten einen hohen Preis: Alle drei waren sie von Anfang an, also seit 1934, so stark in die Versorgung der Flüchtlingskinder eingebunden, dass sie – anders als der Sohn – in den Niederlanden keine außerhäusliche Schulbildung erhielten und sich deshalb ihr Leben lang mit schlecht bezahlten Gelegenheitsarbeiten und – nach dem Tod des Vaters 1964 – durch Teilvermietung ihres Hauses in Haarlem über Wasser halten mussten. Auch das entbehrt nicht einer besonderen Tragik: Denn sie waren die Töchter eines Mannes, der sich in Deutschland vehement für Koedukation und gleiche Bildungsmöglichkeiten für Mädchen eingesetzt hatte und beispielsweise für seine älteste Tochter Marianne lange, wenn auch vergeblich dafür gekämpft hatte, dass sie die nur Jungen offenstehende Landesschule Dresden, an der er bis 1933 selbst Lehrer gewesen war, besuchen durfte. Und sie waren die Töchter einer Frau, die 1906 eine der ersten regulären Studentinnen in Leipzig gewesen war. Auch nach dem Krieg

CORDULA TOLLIEN

gelang es ihnen nicht, das für ihre persönliche Bildung und Weiterentwicklung Versäumte nachzuholen.

Es scheint, als habe angesichts des »Schicksals« oder »Unglücks«, wie Lili in ihrem Brief an Louisa Jacob das, was ihnen geschehen war, grundsätzlich bezeichnete, die gesamte Familie eine lähmende Resignation befallen, die nach Lilis Tod noch einmal verstärkt wurde. Aber auch in Lilis Brief ist diese Resignation schon zu spüren: »Man gewöhnt sich nicht so leicht und schnell an den Sonnenschein nach einer so langen Zeit der Dunkelheit«, hatte sie in den ersten Sätzen ihres Briefes geschrieben. Doch im Vergleich zu ihrem ersten hier zitierten Brief an Hertha Kraus aus dem Jahre 1934, in dem Exil und Emigration trotz allem auch damals schon empfundenen Schweren vor allem als Herausforderung gesehen wurden, hat man bei diesem, ihrem ersten Nachkriegsbrief nicht den Eindruck, als habe sie den »Sonnenschein«, sprich: die Befreiung vom Nationalsozialismus, überhaupt noch wahrgenommen. Ihre Befürchtung, dass der Alptraum, in dem sie in den letzten Jahren gelebt hatten, vielleicht noch nicht einmal vorbei sei, wirkt dagegen sehr viel stärker. Sicherlich bezog sich diese Aussage in erster Linie auf ihre Sorge um ihre eigene Familie und speziell um Karl Heinz. Doch sie beschränkte sich nicht darauf: Lili war eine eminent politisch denkende Frau. Gemeinsam mit Manfred hatte sie im niederländischen Exil die Monatszeitschrift der deutschen Quäker herausgegeben und darin immer wieder offen und unerschrocken gegen den Rassenwahn und die Kriegstreiberei der Nationalsozialisten Stellung bezogen. Eine solche Frau verlor auch angesichts ihrer persönlichen Not und Ängste niemals das große Ganze aus dem Blick. Und so findet sich am Ende ihres Briefes ein Satz, der uns in seinem quäkereigenen Pathos vielleicht merkwürdig, ja sogar ein wenig lächerlich vorkommt: »Wir fragen uns«, schrieb sie, »ob es viele Chancen geben wird, für Gottes Königreich nach unseren Idealen, in einer Zeit wie der unseren. Aber lass uns das Beste hoffen.« Dazu muss man wissen, dass das Quäkertum eine durch und durch auf das Diesseits gerichtete Religion ist und die Quäker es als Gottes Auftrag an jeden einzelnen Menschen verstehen, im Umfang seiner jeweiligen Kräfte zur Verbesserung der Welt beizutragen. Gemeint war mit den Chancen auf »Gottes Königreich nach unseren Idealen« also nichts anderes, als dass Lili und mit ihr die Quäker auf eine mensch-

## Lili Pollatz an ihre amerikanischen Quäkerfreunde

lichere, sozial gerechtere und friedliche Gesellschaft hofften, zu der zumindest auf geistigem Gebiet beizutragen auch die todkranke Lili noch immer fest entschlossen war: »Wir werden [...] keine Kinder mehr aufnehmen,« schrieb sie, »aber versuchen intellektuelle Arbeit, die uns zugetragen wird und die wir ohne zu viel Anstrengung leisten können, zu übernehmen.« Lili war auch diese intellektuelle Arbeit nicht mehr vergönnt.

Ein kurzer Nachsatz sei hier noch angefügt: Auf Antrag von Anja Hollaender, der Tochter eines der von Manfred und Lili Pollatz geretteten Kinder, hat die Gedenkstätte Yad Vashem in Israel 2013 Manfred und Lili Pollatz mit dem Titel »Gerechte unter den Völkern« geehrt.

### Quellen

Lili Pollatz an Hertha Kraus o. D. [Sommer 1934], Holocaust Museum Washington AFSC, Refugee Case File 236.

Lili Pollatz an Louisa Jacob 20. Mai 1945, abgedruckt in: Archives of the Holocaust, Volume 2: American Friend Service Committee, Philadelphia (ed. by Jack Sutters), Part 2 1940–1945, New York London 1990, S. 545f., Original Englisch, zitiert in

deutscher Übersetzung von Cordula Tollmien.

Manfred Pollatz, Lebensbild von Lili Pollatz, o.D. [1947], Nederlands Instituut voor Oorlogsdocumentatie, Amsterdam, Bestand 249, 362A (= Doc II »Joden-hulpverlening«), b 19.

JACOB, LOUISA M.: A Quaker Home-School in Haarlem, in: The Wayfarer. A record of Quaker life and work, 15, 1936, S. 81–82.

### Literatur

BEUYS, BARBARA: Leben mit dem Feind. Amsterdam unter deutscher Besatzung 1940–1945. München 2012.

HEILBUT, ANTHONY: Kultur ohne Heimat. Deutsche Emigranten in den USA nach 1930. Reinbek 1991.

SCHIRRMACHER, GERD: Hertha Kraus – Zwischen den Welten. Biographie einer Sozialwissenschaftlerin und

Quäkerin (1897–1968). Frankfurt am Main 2002.

Im Übrigen sei verwiesen auf: Tollmien, Cordula: Manfred Pollatz und Lili Engelsmann – Lehrer, Quäker, Judenretter – eine Familiengeschichte, erscheint 2015 im Wallstein Verlag.

CORDULA TOLLMEN

- 1 Der Brief vom 20. Mai 1945 ist im Original auf Englisch verfasst, ich lege aber, weil die Verfasserin deutsche Muttersprachlerin ist und ich den Wechsel zwischen zwei Sprachen als störend oder zumindest als unschön empfinde, eine von mir erstellte Rückübersetzung ins Deutsche zugrunde.
- 2 Die persönliche Anrede der Briefeschreiberin und auch die Nennung der Familienmitglieder mit dem Vornamen ist durch die Verwandtschaft mit der Autorin begründet.
- 3 Alle Briefzitate in dem Brief von 1934 werden in Orthografie und Interpunktion unverändert wiedergegeben.